

Töten aus Mitleid?

Professor Theo R. Payk, Leiter des Zentrums für Psychiatrie am Klinikum Bochum, hat eine Streitschrift gegen die aktuell diskutierte aktive Sterbehilfe vorgelegt. Unmissverständlich spricht sich der Autor für die konsequente Sterbegleitung aus und lehnt jeden Gedanken an eine bewusst herbeigeführte Lebensverkürzung, auch in indirekter Form, ab. Viel mehr plädiert er angesichts von Schmerzzuständen und infauster Prognose für den Ausbau der Palliativmedizin und die Realisierung der Hospizidee. „Die Achtung des Lebens, erkennbar an dessen Pflege und Erhaltung, stellt eine höchstrangige Errungenschaft menschlicher Zivilisation und Kultur dar“ (S. 1).

Im Verlauf der westlichen Kulturgeschichte, die der Autor durchstreift, wurden Euthanasie und Suizid ganz unterschiedlich bewertet. Galt Euthanasie den einen als erlaubt, gelegentlich aus Staatsgründen „notwendig“ (Plato, Aristoteles z.B.) oder erwünscht (den Kynikern in der Antike; in der Neuzeit u. a. Thomas Morus, Francis Bacon oder im Fall von kindlicher Behinderung im antiken Sparta und Rom; später u. a. auch Martin Luther), lehnten sie andere strikt ab, so die Pythagoräer im 6. Jahrhundert v. Chr. und mit ihnen die hippokratische Medizin bis heute, so auch expressis verbis der jüdische Arztphilosoph Maimonides im 12. Jahrhundert.

Beim historisch interessanten Überblick über die Thematik des Suizids (S. 40ff.) und Opfertods mag der kritische Leser einige Differenzierungen vermissen, etwa was die Unterscheidung der Geister bei passiv erlittenem Martyrium des Glaubenszeugen und dem aktiv-aggressiven „Märtyrertum“ fundamentalistischer Gotteskrieger und Selbstmordattentäter betrifft, die möglichst viele andere mit in den Tod reißen. Und soll man das Buch Hiob als Dokumentation „schwerer suizidaler Anfechtungen“ des leidenden Gerechten lesen? Wird Elend und soziale Isolation Hiobs nicht in der Erkenntnis der „maßlosen“ Distanz zu Gottes Unbegreiflichkeit aufgehoben, und führt nicht Jawe den geläuterten Gläubigen in das Glück irdischen Wohlergehens zurück? „Kernstück der christlichen Religion ist

der grausame Opfertod“ des Jesus von Nazareth, was „in Messfeier und Abendmahl bis heute“ nachvollzogen werde, heißt es auf Seite 72 etwas knapp. Reicht der religionsphänomenologische Ansatz hier aus? Das Sühnopfer Jesu ist eine zentrale Perspektive des Christentums, ja, aber nicht das „Ganze des Heils“. Es ist doch die Einzigartigkeit und Konsequenz des ganzen Lebens Jesu in Inkarnation, Handeln, Verkündigung, Kreuzestod und Auferstehung für den Christen das Ereignis, auf das es ihm in seiner und der Menschheitsgeschichte ankommt.



Von dieser Perspektive aus führt weder eine Brücke zum Utilitarismus eines D. Hume noch zu F. Nietzsches „neuer Verantwortlichkeit“, die das „rücksichtsloseste Nieder- und Beiseitretreten des entarteten Lebens“ verlangt. Dennoch neigten lange vor dem Nationalsozialismus neben Naturwissenschaftlern auch christliche Theologen zur sozialdarwinistischen Ideologie im Sinne von „Volksgesundheit“ und des „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“. F. Galton, E. Haeckel, A. Ploetz ging es um die notwendige „Auslese“ von „Schädlingen“. Christlich-humaner Geist habe Schonräume für Schwache geschaf-

fen und gerate so in den Widerspruch zu den Prinzipien der „Natur“, so das Argument. Ähnlich argumentieren P. Singer und H. Kuhse heute. Ende des 19. Jahrhunderts bildeten sich in der westlichen Welt eugenische Gesellschaften; in der Weimarer Republik bemühte sich vor allem der Monistenbund um die Legalisierung aktiver/passiver Sterbehilfe und eine entsprechende „Ergänzung“ zum 1871 geschaffenen Paragraf 216 des Reichsgesetzbuches. Das Nazi-Programm mit seinen systematischen Krankentötungen war fortgeschriebener Ausdruck zeitbedingter „Sozialethik“ in brutalster Konsequenz.

Immer wieder ist es die Sprache, welche die Grausamkeiten an anderen Menschen vorbereitet und das Unrecht begleitet: „Schwächlinge aller Sorten“, „Defektmenschen“, die „geistig Toten“, „Ballastexistenzen“, „Menschenhülsen“, „Existenzen“, „menschliche Karikaturen“, „Wesen“ (S. 114) – man vergleiche die „human beings“ (Embryonen) der Bioethikpapiere auf europäischer Ebene. Die „Minderwertigkeit“ hat den „Gnadentod“ zur Folge oder die „Leidhilfe“, wie sie bereits 1986 in der Bundesrepublik von der damaligen Opposition angestrebt wurde (S. 149).

Im Rahmen der langen Geschichte von Eugenik und Euthanasie zitiert der Autor viele Stellungnahmen und Argumentationen, wie sie ganz ähnlich in der gegenwärtigen Debatte auftauchen. Dazu werden die Autonomiekonzepte unserer Zeit ebenso diskutiert wie die instrumentalisierte Angst vor dem „Terror der Humanität“ (W. Jens/H. Küng) im immer umfangreicheren medizinischen Fortschritt.

Unter dem Einfluss von Sterbehilfeorganisationen lockerten bislang die Schweiz („Dignitas“, „Exit“, „Suizidhilfe“), die Niederlande und Belgien das absolute Tötungsverbot auf und öffneten über „Patientenverfügungen/-schutzmappen“ das Tor zum „legalisierten“ und schließlich zum „organisierten Töten“. Autonomie wird seitdem in zahlreichen Fällen zur schlimmsten Heteronomie verkehrt: So wird die „Euthanasie“ eines chronisch Kranken angestrebt, weil die Familie in Urlaub fährt. In Deutschland ist die DGHS (Deutsche Gesellschaft für humanes Sterben) seit 1980 politisch ak-

tiv und wirbt für die Straffreiheit des medizinisch begleiteten „Freitods“ (S. 154ff). Sie gehört zur „World Federation of Right to Die Societies“ mit über 30 Vereinigungen.

Was sich im deutschen und europäischen Alltag unter dem Stichwort „Gnadedentod“ auf geriatrischen Stationen oder in Heimen wider bestehendes Recht in jüngster Zeit abspielte, schildert der Autor in einem eigenen Kapitel, in dem er als Psychiater die Motive und Verrohung der „Todesengel“ und die Immunisierung ihres Gewissens analysiert. Sein Fazit: „Derartigen Erosionen kann nur begegnet werden, wenn schon ersten Anfängen von Entrechtungs- und Entwertungsprozessen des Lebens entschieden entgegengetreten wird.“ Auch wenn in der westlichen Leistungs- und Spaßgesellschaft die Sterbekultur unwillkommen ist, müsste allein die Vernunft ein Staatswesen verneinen, das ein Milieu der „Tötungskultur“ legalisiert. Denn Ärzte als Glieder der Gesellschaft können sich vom Helfer zum Henker wandeln, wie derzeit die Beteiligung von Medizinern an Folterungen – auch mit Todesfolge – im Irak beweist.

Die Darstellung der Gesetzeslage in Europa, ärztlicher Stellungnahmen und die kritische Würdigung von Vorsorge in Form von Patientenverfügung, Betreuungsvollmacht etc. sind neben dem umfangreichen Literaturverzeichnis und den Verweisen auf Palliativstationen und Hospizadressen hilfreich für die Praxis in Medizin und Pflege.

Ein eingehend-eingängiges Buch zur aktuellen Diskussion: lesenswert.

Dr. Maria Overdick-Gulden

Theo R. Payk, Töten aus Mitleid? Über das Recht und die Pflicht zu sterben, reclam Leipzig 2004, 247 Seiten. 9,90 Euro.

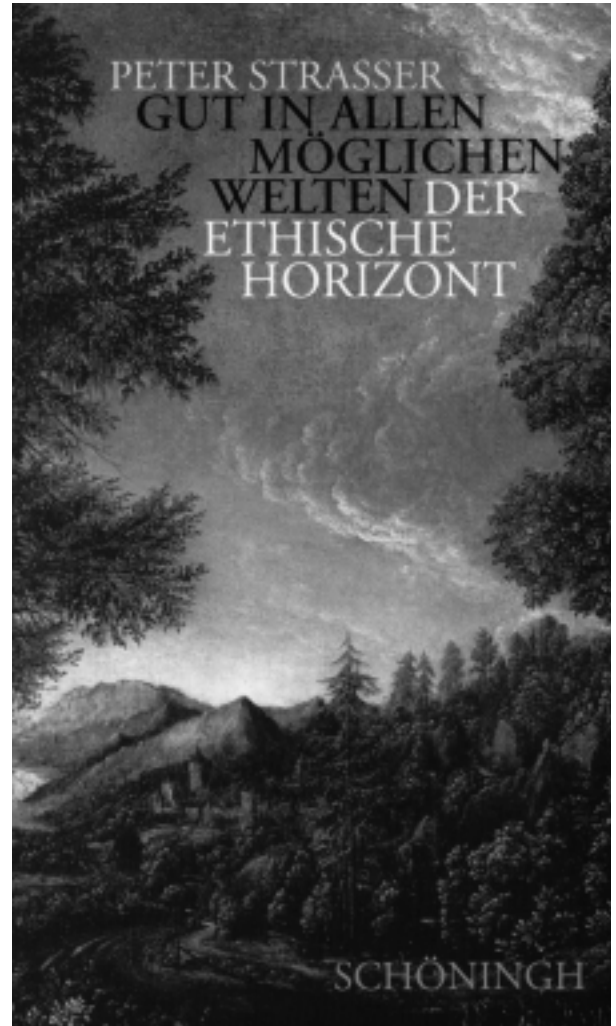
Der ethische Horizont

In einer Geisteswelt, in der es vielfältige Wertvorstellungen gibt und dieselben oft als gleich gültig, also gegen einander abwägbare und austauschbar wahrgenommen werden, bemüht sich der Grazer Philosoph Peter Strasser eine Moral aufzu-

weisen, die „in allen möglichen Welten“ Geltung beansprucht. Als „starker Objektivist“ spricht er sich differenziert für universal gültige Werte und Normen aus, die auch unabhängig von ihrer allgemeinen Anerkennung bestehen. In solch „objektiven“ Werten sieht der Autor „Eröffnungspotentiale“, die sich auf einen „Absolutheitshorizont“ ausrichten, der „um seiner selbst willen“ angestrebt wird. Menschliches Streben zielt auf Vollkommenheit: auf das „gute Ich“, die „gute Nähe“, das „gute Leben“, die sich allerdings letztlich nur im (eschatologischen) Begriff der „Erlösung“ ganz erfüllen werden. Unsere Moral ist nicht durch ein Naturgesetz vorgegeben. Moralisch relevante Handlungen sind nicht naturalistisch-wertblindes Tun, nicht genetisch oder sozio-biologisch determiniert, entsprechen auch nicht nur einem rationalen Vertrag („morals by agreement“) um des gegenseitigen Überlebens willen, wie es die „Goldene Regel“ vorgeben scheint. Sind wir doch durchaus befähigt/willens, uns aus freien Stücken für Folteropfer einzusetzen, auch wenn wir sie nie im Leben kennen lernen und nichts von ihnen zu erwarten haben (Anm. d. Rezensentin: hier kann sich die Lebensrechtsbewegung wieder finden). Das Moralische ist nach Strasser „empfundene“, Intuition und keine Frage bloßer kultureller Tradition (S. 47). Was dann? Sind wir unsere je eigenen Gesetzgeber (I. Kant)? Liegt es allein und unmittelbar an uns, dass wir uns moralisch entscheiden? Nach Strasser finden wir die Werte vor, sie sind „gestiftet“, „übernatürlich“, der „Wahrheit“ analog, etwas Metaphysisches und Transzendentes. Werte liegen uns nah: „Indem wir ‚ich‘ sagen, beziehen wir uns ursprünglich nicht auf unseren Willen, sondern auf unsere ursprüngliche Teilhabe an der Ordnung der Werte“ (S. 51).

Zum „guten Leben“ gehören Glück, Autonomie, Schönheit als „Wertekategorien“, ferner das Personsein, die Menschenwürde und die ihr entsprechende

Gerechtigkeit (S. 199). Neben einer rein formalen und einer proportionalen Gerechtigkeit nach dem Lohn-Strafe-Prinzip ergibt sich Gerechtigkeit – als Tugend – unparteilich aus der „Gleichheit der Personen“ (S. 215). Aber, so fragt man heute, ist jeder Mensch Person? Die Antwort der Moderne: „Dass die Würde unantast-



bar ist, folgt daraus, dass der Mensch jenes Wesen ist, das über Merkmale wie Ichhaftigkeit des Erlebens und Autonomie des Handelns verfügt.“

Doch auch der inaktiv Komatöse und der Embryo nehmen wesenhaft (ontologisch) an der Quelle aller Werte, jenem Transzendenten, teil, sodass Personsein aufgrund der Teilhabe bedeutet, zur Teilhabe an dieser Transzendenz befähigt zu sein. Erst mit dem Personsein kommen nach Strasser die Werte zur Welt: als „Übernatur“. Eine Vernunft-Ethik (Einsicht) erkennt diese ihre „Meta-Physik“. Diesem Personalismus der Ethik entspricht in der Theologie als metaphysisches Gegenstück der Theismus, der „persönliche“ Gott (S. 215).

Im Kernbereich moralischen Handelns stehe neben der Autonomie das Prinzip der Leidminderung, wobei Leid und Schmerz nicht für jeden oder immer und ausschließlich nur Übel darstellten: beispielsweise sei echte Liebe ohne Leiden kaum vorstellbar. Doch in der Auseinandersetzung mit P. Singer wird Strassers Urteil schließlich ambivalent und unverständlich, wenn es heißt: es sei Verpflichtung „im Rahmen des uns Möglichen und Zumutbaren darauf zu achten, dass nicht Kinder in die Welt gesetzt werden, die durch ihre Defizite außerstande sind, ein sinnvolles und jedenfalls lebenswertes Leben zu führen“, selbst wenn man die Befürchtung hege, „dass die konsequente Umsetzung dieser Art Leidvermeidung über die eugenische Indikation zu einer neuen inhumanen Praxis des lebensunwerten Lebens führen könnte“ (S. 127). Wer diese philosophische Ansicht nicht teilt oder auch in extremen Situationen die aktive Sterbehilfe konsequent ablehnt (S. 105), wird kurzum als „religiös verblendet“ betrachtet. Ist die so genannte eugenische Indikation denn keine „metaphysische Diskriminierung“ (S. 213)? Ist nicht jeder Mensch „einer von uns“, den wir nicht „aus dem Kontext axiologischer (werthafter) Potentiale herausfallen lassen“ und dessen „Stellvertreter“ (S. 229) wir sein sollen? Wem Palliativmedizin und Hospizgedanke noch Fremdwörter sind, dem mag man solche Vorurteile verzeihen. Aber weiß der Autor, was seine differenzierende Eugenik-Theorie in der Praxis bedeutet?

Dennoch bleiben die Argumentationslinien Strassers zum Utilitarismus interessant, ebenso die Ausführungen zur Hirntodproblematik, in welcher der Autor nicht zu Unrecht das Schlüsselsymptom eines sozialen Kältetods sieht, wo die Kultur „der guten Nähe“ im Sachzwang verschwindet. Der Postmoderne, die in Aufklärung und Wissenschaft versucht, das Geheimnis der Welt etwa in einer Weltformel aufzulösen, hält der Autor entgegen: das uns umgebende Geheimnis auflösen zu wollen, heißt „nicht verstanden zu haben, um welche Art von Rätsel es sich handelt“. Ob das nicht auch für die „Extremersituation“ und die „Schwerstbehinderung“ gilt?

Ein Buch mit vielen Fragen, nicht ohne Widersprüche, keine leichte Lektüre, aber spannend und lesenswert.

Dr. Maria Overdick-Gulden

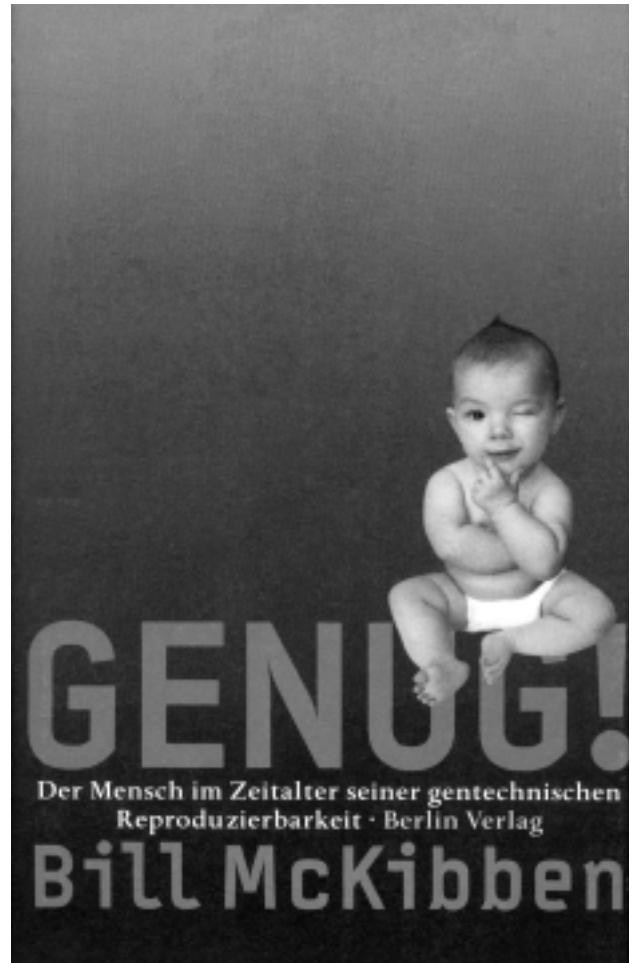
Peter Strasser, Gut in allen möglichen Welten. Der ethische Horizont, Paderborn 2004. 286 Seiten. 34,90 Euro.

Klonen als Vorstufe zur Keimbahnmanipulation

Im Oktober will die Generalversammlung der Vereinten Nationen eine Anti-Klon-Konvention verabschieden. Zwei Entwürfe stehen zur Wahl: ein umfassender, der neben dem reproduktiven auch das so genannte therapeutische Klonen weltweit ächten will, und einer, der sich auf das Verbot des Klonens von Menschen zum Zwecke der Fortpflanzung beschränkt. Verfechter des zweiten Entwurfs behaupten, eine umfassende Konvention sei zum Scheitern verurteilt, da ihr ohnehin nicht alle relevanten Staaten zustimmen würden. Tatsächlich ist davon auszugehen, dass Länder wie China, Singapur, Südkorea oder Großbritannien, in denen bereits mit dem Klonen menschlicher Embryonen zu Forschungszwecken begonnen wurde, eine umfassende Konvention kaum mittragen würden. Wäre es da nicht weise, sich mit dem Spatz in der Hand zu begnügen, statt zu versuchen, auch die Taube auf dem Dach noch einzufangen und am Ende womöglich mit leeren Händen dazustehen?

Wer so denkt, der sollte sich das jüngste Buch des amerikanischen Wissenschaftsjournalisten Bill McKibben nicht entgehen lassen, der regelmäßig unter anderem für die „New York Review of Books“ und die „New York Times“ schreibt. Einem deutschen Publikum wurde McKibben durch sein 1990 erschienenes populärwissenschaftliches Buch „Das Ende der Natur“ bekannt. In ihm legte er dar, dass die Menschheit unwiderruflich damit begonnen habe, ihre Umwelt global zu verändern – und zu gefährden. In seinem neuen Buch „Genug – Der Mensch im Zeitalter seiner genetischen Reproduzierbarkeit“ richtet er sein Augenmerk nun ganz auf eine Reihe von Technologien, die nicht nur unser Verhältnis zur Natur, sondern auch zu uns selbst verändern können. Dabei agiert er keineswegs im Stile von „Maschinenstürmern“, die den Fort-

schritt in Wissenschaft und Technik aus prinzipiellen Erwägungen heraus ablehnen. In seinem flott geschriebenen und auch für den Laien leicht verständlichen Buch lotet McKibben stattdessen die Grenzen von Gentechnik, Nanotechnologie und Robotik aus und markiert jeweils einen „point of no return“, der, wenn er überschritten werde, eine spätere Rückkehr unmöglich mache.



So hält er zum Beispiel die „somatische Gentherapie“ für durchaus überlegenswert. Sie sei zwar keine „Wunderwaffe“, aber doch eine weitere Waffe im medizinischen Arsenal. Bei der somatischen Gentherapie versuchen Forscher in Zellen von Menschen, die etwa an Mukoviszidose erkrankt sind, neue modifizierte Gene einzuführen. In der Regel injizieren sie den Patienten Viren, die mit solchen Genen ausgestattet sind und hoffen, dass sie die Zellen infizieren und so die neuen Gene übertragen. „Schlägt die Therapie an, so müssten die Proteine, die Mukoviszidose verursachen, und mit ihnen auch die quälenden Krankheitssymptome abnehmen. Es käme nicht mehr zur Schleimbildung in den Lungen, zu hoffnungslosem Husten und zum Ertrinken in

den eigenen Flüssigkeiten.“ Die Technik sei zwar neuartig, verfolge jedoch denselben Ansatz wie die herkömmliche Medizin. „Sie nimmt eine vorhandene Patientin mit einem bestimmten Krankheitsbild und versucht ihre Zellen zur Produktion des Heilmittels anzuregen, das sie braucht. Sie will keineswegs sämtliche Zellen in ihrem Körper verändern.“ Auch würden, wenn die Patientin Kinder bekomme, die modifizierten Gene nicht an diese weiter gegeben. Wenn sie stürbe, stürben die modifizierten Gene mit.

Dagegen sei die Keimbahntherapie „tatsächlich etwas völlig Neues“, vor deren baldigen Zulassung McKibben sich fürchtet. Und dies, wie das folgende Szenario zeigt, auch völlig zu Recht: „Für gentechnische Zwecke würden Wissenschaftler vermutlich einen etwa eine Woche alten Embryo verwenden, seine Zellen trennen, eine auswählen und Gene hinzufügen, entfernen oder modifizieren. Sie könnten auch künstliche Chromosomen mit vorher produzierten Designergenen einsetzen. Diese modifizierte Zellen würden sie nun in ein Ei einbringen, dessen Zellkern zuvor entfernt wurde, und den so entstandenen Embryo einer Frau einpflanzen.“

Wenn alles nach Plan lief, würde er zu einem gentechnisch manipulierten Kind heranwachsen. Die von seinen Genen produzierten Proteine entsprächen der Auswahl, die seine Eltern – und die Unternehmen und Ärzte, von denen sie die Gene gekauft hätten – getroffen hätten.“ Damit nicht genug: Seien diese Gene erstmals implantiert, dann würden sie auch über Generationen hinweg an die Nachkommen des gentechnisch manipulierten Kindes weitergegeben. Seit 1978, als zum ersten Mal eine Keimbahntherapie bei Mäusen Erfolg zeigte, sei das Verfahren auf alle möglichen Säugetiere angewandt worden, ebenfalls erfolgreich. Nur beim Menschen sei die Keimbahntherapie noch nicht erprobt worden. „Und das Einzige, was uns von diesem letzten Schritt abhält“, sei, so McKibben, „eine dünne Schicht ethischer Richtlinien, an deren Abschaffung manche Wissenschaftler hart arbeiten.“

Im weiteren Verlauf seiner detaillierten Kritik an der Keimbahntherapie, deren eigentlicher Zweck es sei, „Menschen zu verbessern“ indem Gene modifiziert würden, die für „Augenfarbe, Körpergröße und Gewicht bis hin zur Intelligenz“ verantwortlich sind, weist McKibben auf einen bislang noch viel zu wenig beach-

teten größeren Zusammenhang hin, in dem die Keimbahntherapie gesehen werden muss und der auch bei den UN-Verhandlungen für ein Klonverbot bis jetzt ausgeblendet wurde.

Das Klonen von Menschen ist laut McKibben ein notwendiger Schritt, um die Keimbahntherapie beim Menschen erfolgreich durchführen zu können. Denn erst wenn es gelänge, Menschen zu klonen, mache die Keimbahntherapie wirklich Sinn. Letztlich dürfte die Keimbahntherapie der Grund sein, weshalb Länder wie Großbritannien und Frankreich bei den UN-Verhandlungen versuchen, ein umfassendes Klonverbot zu verhindern.

„Klonen ist allerdings nur eine Aufwärmübung. Für alle Forscher auf diesem Gebiet ist der Gral die Keimbahngentechnik, also nicht das bloße Kopieren, sondern die Veränderung des Erbgutes, wie wir sie bei Pflanzen und Tieren bereits vollzogen haben. Auf diesem Gebiet gibt es rasante Fortschritte an allen Fronten. Bisher verbieten ethische Richtlinien, aufgestellt von den wissenschaftlichen Aufsichtsgremien, gentechnische Versuche an der menschlichen Keimbahn, aber Forscher sind bis an die Grenze vorgestoßen und haben vielleicht sogar ihre Zehen ein Stück weit darüber hinaus vorgeschoben.“

McKibben erinnert daran, dass 2001 in einer Fruchtbarkeitsklinik in New Jersey 15 Frauen Embryos eingepflanzt wurden, die zuvor aus ihren eigenen Eizellen, dem Sperma ihres Partners und einem geringen Anteil der Spendereizelle einer anderen Frau erzeugt worden waren. „Mit diesem Verfahren sollten Defekte in den Eizellen der angehenden Mütter umgangen werden, doch in mindestens zwei Fällen ließ sich bei den Babys Genmaterial aller drei ‚Eltern‘ nachweisen.“ Zwar habe es sich dabei nicht um eine Keimbahnmodifikation im angestrebten Sinne gehandelt, der Vorfall zeige jedoch, „wie nah wir dieser Veränderung fast unbemerkt gekommen sind.“

Wer, so fragt McKibben, hat schon ein Interesse an exakten genetischen Kopien von Menschen – außer ein paar reichen Freaks oder vielleicht den trauernden Eltern eines verstorbenen Kindes? Und seine Antwort lautet: „Die Befürworter der Keimbahntherapie.“ Der Grund: Weil die genetische Veränderung des Erbgutes schwierig und die Erfolgsquoten gering seien, würden sich die Chancen, Erfolge zu erzielen, erhöhen, wenn man über

mehr genetisch identische Embryonen verfügen könnte. Weil es überaus schwierig sei, ein gewünschtes neues Gen beim ersten Versuch in eine befruchtete Eizelle einzubringen, müsse man zunächst eine umfangreiche Kultur von Zellen anlegen, die von geklonten Embryonen stammen (wofür diese zu töten wären), und sie dann „mit Viren tränken, die das gewünschte neue Gen tragen.“ Mit anderen Worten: „Ohne das Klonen von Embryos gibt es keine kommerziellen Designerbabys.“

McKibben weist darauf hin, dass dem Klonen von Menschen „in den meisten, aber durchaus nicht in allen westlichen Ländern“ nur „ein paar dürftige Gesetzesregelungen gegenüberstehen.“ Habe man den Embryo jedoch erst einmal auf dem Labortisch, würden auch die ethischen Barrieren schnell überwunden, zeigt sich der Wissenschaftsjournalist überzeugt. Als Beleg hierfür führt der Autor zahlreiche Aussagen von Wissenschaftlern an. So zitiert er unter anderem Michael West, den Chef des Biotech-Unternehmens Advanced Cell Technology, mit den Worten: „Es ist der Traum der Biologen, die DNA-Sequenz, den Programmiercode des Lebens, zu besitzen und ihn bearbeiten zu können, wie ein Dokument in einem Textverarbeitungsprogramm.“

Was McKibbens Buch darüber hinaus wertvoll macht, ist seine Auseinandersetzung mit den Protagonisten des „Posthumanismus“, die die Evolution in die eigenen Hände nehmen und mit Hilfe von Technologien wie der Gen- und Nanotechnologie und der Robotik auch steuern wollen. Er dokumentiert, was sie sagen, zeigt welche Strategien sie verfolgen und wie sie ihre Ziele zu erreichen suchen.

Unmissverständlich legt McKibben dar, dass „diese neue Welt“, die anfängt Gestalt anzunehmen, „sich nicht gewünscht lässt.“ Wer in ihr nicht leben wolle, müsse anfangen, sich gegen sie zu wehren. „Jedes Mal, wenn wir ihr den Rücken kehren, schleicht sie sich ein bisschen näher heran.“ Es gelte, sich den neuen Techniken und denen die sie fördern zu stellen, statt der Diskussion über ihre Möglichkeiten immer wieder auszuweichen.

Stefan Rehder, M.A.

Bill McKibben: Genug! Der Mensch im Zeitalter seiner genetischen Reproduzierbarkeit. Berlin-Verlag 2003. 334 Seiten. Gebunden, 22,00 Euro.